



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Reichstagsverhandlungen über den Zukunftsstaat

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

unwiderleglich Heine als den geschäftsgewandten Nachtreter Brentanos und Eichendorffs gezeigt; fortleben werden allerdings durch die Melodien zahlreiche Gedichte von ihm, wie noch viel unbedeutendere, zu denen z. B. Franz Schubert in Ermangelung von bessern gegriffen hat; aber für gesucht saloppe Reimereien von erlognen „großen Schmerzen“ hat die Gegenwart gottlob keine Empfänglichkeit mehr, und den „leuchtenden Spuren“ seiner Prosa begegnet man höchstens noch in witzelnden Feuilletons. Und von Thaten zu reden, die Heine an der Spitze des jungen Deutschlands für das — deutsche Bürgertum verrichtet haben soll, ist ein solcher Unsinn, daß jedes Wort darüber zuviel wäre. Die tüchtigen Leute aus jener Schriftstellergruppe haben in reifern Jahren ganz andre Wege eingeschlagen, als ihr angeblicher Führer.

Die Herren ärgern sich über den Düsseldorfer Beschluß: das ist ihr Recht. Sie bereiten durch ihre Wutausbrüche wahrscheinlich dem „antifeminitischen Pöbel, Janhagel, Gefindel“ u. s. w. helle Freude: das ist sehr menschenfreundlich von ihnen. Aber um zweierlei möchten wir sie bitten, erstens, sich keine Sorgen um die Ehre der deutschen Nation zu machen, und zweitens, den übrigens schon abgenutzten Kniff der Verkoppelung Heines mit Lessing endlich ruhen zu lassen. Lessing und Heine! Bedürfte es noch eines Beweises, daß diese Sorte von Juden unfähig ist, sich in den deutschen Geist hineinzudenken, so würde ihn diese Nebeneinanderstellung „erbringen.“



Die Reichstagsverhandlungen über den Zukunftsstaat



ie fünftägige Debatte über den Zukunftsstaat im Reichstage gehört unstreitig zu den bemerkenswertesten Zeichen der Zeit. Es liegt uns fern, über sie spotten und sie als unfruchtbares Gerede bezeichnen zu wollen, obwohl nichts weiter dabei herausgekommen ist und herauskommen konnte, als was man von vornherein wußte, daß nämlich am Ende jede Partei, ohne von der andern überzeugt worden zu sein, genau auf dem Punkte stand, wie vorher, und jede behauptete, die andre im Ringen der Geister zu Boden geworfen zu haben. Nein, wir wissen die Bedeutung derartiger Geisteskämpfe wohl zu würdigen, und wir erkennen mit Freuden in ihnen den tiefen und fruchtbaren Geist unsers deutschen Volkes, das die menschlichen Dinge von jeher ernster und gründlicher erfaßt hat, als irgend ein andres Volk. Dieser scheinbar so ganz theoretische Kampf giebt uns die sichere Zuversicht, daß das Volk, das der Welt den Segen der

Reformation in schweren geistigen Kämpfen errungen hat, seine geistige Spannkraft bewahrt hat, und daß, wenn überhaupt eine Rettung aus den Sorgen und Nöten der Gegenwart möglich ist, das deutsche Volk der Welt die Wege weisen wird. So ernst und gewitterschwül die Gegenwart auch ist, wir glauben an diese Rettung, und wir hoffen mit dem Dichter, daß „am deutschen Wesen endlich mög die Welt genesen,“ und in dieser Hoffnung werden wir auch durch jenen echt deutschen Redekampf bestärkt, der in Berlin getobt hat. Aber andererseits bitten wir doch die, die sich zu den Politikern der staatserkhaltenden Parteien zählen, den unmittelbaren praktischen Wert dieses Redekampfes nicht zu überschätzen. Gewiß, die Sozialdemokratie hat manche bittere Wahrheit zu hören bekommen, aber zerschmettert ist sie nicht. Das, was im Reichstage gegen sie gesagt worden ist, ist schon unzählige male gesagt worden von Männern der Wissenschaft und des praktischen Lebens, und dennoch sind in jedem Jahre neue Massen zu ihr übergegangen, und wir fürchten, daß, wenn demnächst wegen der Militärvorlage der Reichstag aufgelöst und eine Neuwahl vorgenommen werden sollte, eine weitere starke Zunahme der sozialdemokratischen Wähler die Richtigkeit unsrer Ansicht beweisen würde. Immer wieder muß es gesagt werden, denn immer wieder wird es vergessen: die Stärke der Sozialdemokratie liegt nicht in ihrem positiven Programm für eine zukünftige Gesellschaftsordnung, nicht in jener sogenannten, ein Sonderdasein führenden „Wissenschaft,“ die demokratische, republikanische und grob materialistische Gedanken in wunderlicher Weise auf die größte wissenschaftliche Errungenschaft der Neuzeit, auf den Gedanken des Sozialismus, gepropft hat, und die, ohne zu erkennen, daß der Sozialismus nur praktisch, auf aristokratischer, monarchischer und idealistischer, religiös-sittlicher Grundlage durchführbar ist, jene Frage des Sozialismus geschaffen hat, der Herr Richter den Spiegel vorgehalten hat. Die Stärke der Sozialdemokratie liegt vielmehr in ihrer Kritik der bestehenden Ordnung, in den unleugbaren Schwächen und Mängeln dieser Ordnung, auf die sie hinweist. So lange diese Mängel bestehen, wird auch eine Partei bestehen bleiben, die sich zum Organ aller Unzufriedenheit gemacht hat; in demselben Grade, wie diese Mängel zunehmen, wird auch diese Partei zunehmen. Eine Kritik der positiven Bestrebungen dieser Partei vermag wohl auf die positiven Gedanken der Partei einzuwirken, aber die Existenz der Partei berührt eine solche Kritik nicht.

Es ist der verhängnisvolle Fehler der bürgerlichen Parteien, daß sie die Grundlage der sozialdemokratischen Macht verkennen, daß sie die Bedeutung des sozialdemokratischen Programms für diese Macht überschätzen, die Bedeutung der Sozialdemokratie als Anzeichen unterschätzen. Deshalb fürchten wir in der That — so seltsam das auch klingen mag —, daß diese Reichstagsverhandlungen gerade deshalb von Nachteil sein werden, weil in ihnen die Sozialdemokratie so entschieden unterlegen ist. Wir fürchten, daß dadurch

weite Kreise in dem Wahne noch werden bestärkt werden, daß man die Sozialdemokratie mit sogenannten „geistigen Waffen“ überwinden könne, und daß die Aufmerksamkeit und die Energie der Gegner der Sozialdemokratie von jenem Kampfe werde abgelenkt werden, der doch in letzter Linie der entscheidende ist: von dem Kampfe gegen die Übelstände, denen die Sozialdemokratie ihre Entstehung und ihr Wachstum verdankt.

Die Sozialdemokratie hat aber noch eine Machtquelle, die mit ihrem Zukunftsprogramm nicht verwechselt werden darf, und die nicht versiegen wird, wenn man auch ihr ganzes Programm für jeden gewöhnlichen Arbeiter kenntlich ihr in Felsen vor die Füße geworfen hätte, und wir finden es in hohem Grade betrübend, betrübend im Interesse der Versöhnung und des sozialen Friedens, daß von keiner Seite auf diese Machtquelle hingewiesen worden ist. Man mag das Zukunftsbild, wie es den führenden Männern der Sozialdemokratie in unklaren Umrissen vorschwebt, utopistisch, widersinnig, wider natürlich, dem Sittengesetze zuwiderlaufend oder warum immer sonst verwerflich finden, im innersten Kerne enthält es doch eine Wahrheit, bedeutet es doch geradezu ein Ideal. Diese Wahrheit ist die, daß wir Menschen in allmählich fortschreitender Entwicklung zu immer höhern und bessern Formen des Daseins gelangen, daß immer größere Teile des Volks an den Gütern der Kultur, der Gesittung und der freundlichen Gestaltung des Lebens teilhaftig werden, und das Ideal ist das, daß diese höhern und bessern Formen des Lebens auch edlere sein werden, edlere im Verhältnis des Einzelnen zum Einzelnen, edlere in Bezug auf die Aufopferungsfähigkeit des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit des Volks und der Menschheit. Die Sozialdemokratie meint zwar, daß sie dies Ziel erreichen könne durch rein wirtschaftliche Maßregeln, durch eine wirtschaftliche Umwälzung, die sich vollziehen soll nicht nur ohne eine religiös=sittliche Umwälzung, sondern sogar im Widerstreite gegen diese. Sie beweist damit ihre gänzliche Unkenntnis in Bezug auf das, was sie vor allem zu kennen vorgiebt, in Bezug auf den Gang und die Gesetze der Weltgeschichte, in der wirtschaftliche Umwälzungen von jeher nur dann fruchtbar gewesen sind, nur dann etwas andres gebracht haben als Zerstörung, wenn sie Hand in Hand gegangen sind mit einer religiös=sittlichen Volks=erneuerung. Aber vermag das etwas an der Thatsache zu ändern, daß sie, wenn auch noch auf Irrwegen begriffen, doch einem Ideale zustrebt, dem Ideale der Erlösung der darben den Menschheit? Welche Partei strebt diesem Ideale mit der gleichen Hoffnungsfreudigkeit und der gleichen Begeisterung zu? und wer wagt sie dafür zu tadeln, daß sie nicht anders ist, wie sie ist, wenn sie vonseiten der sogenannten Gebildeten, statt auf den richtigen Weg zur Erreichung dieses Zieles verwiesen zu werden, mit Tadel, Spott und Hohn überhäuft wird und ihr mit vornehmer Geringschätzung nichts weiter vorgehalten wird, als daß sie „nichts habe, nichts könne und nichts wisse.“

Evangelische Christen, wie überhaupt alle wahrhaft menschenfreundlichen Männer, sollten so nicht kämpfen gegen sie, sie sollten erkennen, daß, wie es Thomas Carlyle einmal so herrlich ausgesprochen hat, „sie etwas doch meinen im Grunde ihres verwirrten und aufgeregten Herzens, und im Grunde auch etwas Wahres,“ und sie sollten, jeder an seiner Stelle und nach dem Maße seiner Kräfte, dafür wirken, daß aus Böllnern und Sündern Sendboten der Wahrheit und der Gerechtigkeit werden. Wenn derartige Gedanken des Friedens und der Liebe, solche wahrhaft christliche Gedanken mehr Eingang und Anklang gefunden hätten in den Kreisen unsrer Gebildeten, dann stünden wir nicht da, wo wir jetzt stehen, gegenüber einer riesenhaft von unten herauf drängenden, von halbgebildeten Autodidakten geleiteten und von einer dilettantischen, einseitigen Scheinwissenschaft befruchteten Bewegung, die uns nicht versteht, und für die wir kein Verständnis haben, und die sich ebenso streng abschließt von dem sonstigen Geistes- und Gemütsleben der Nation, wie wir uns ängstlich von ihr abschließen; dann hätte auch jener Kampf der Geister im Reichstage nicht geendet mit einem schrillen Mißklang, mit der Feststellung, daß man sich doch nie verstehen und verständigen werde, sondern dann wäre er ausgeklungen in dem Tone der Versöhnung und des Friedens.

Die Ausführungen des Abgeordneten Bebel boten wahrlich in dieser Beziehung der Anknüpfungspunkte genug, und hätte man sich nicht auf den Gedanken festgebissen gehabt, daß man im Fraktionsinteresse, zumal mit Rücksicht auf die befürchtete Reichstagsauflösung, einmal gründlich mit der Sozialdemokratie abrechnen wollte, so hätte man diese Berührungspunkte sehr wohl erkennen können.

Wer die beiden großen Reden des Herrn Bebel nicht in den verstümmelten Parlamentsberichten der Parteipresse, sondern in dem amtlichen stenographischen Bericht gelesen hat, der wird, wenn er nicht in der Hitze des Parteikampfes sein unbefangenes Urteil ganz verloren hat, zunächst zwei Dinge zugeben müssen, die für uns freilich schon längst kein Geheimnis mehr waren. Herr Bebel hat an nationalökonomischer Kenntnis und Erkenntnis, namentlich an praktischer Erfahrung entschieden gewonnen, er hat, dank seiner Führerstellung in einer immer mächtiger anwachsenden, immer weitere Verufe und Stände umspannenden Partei, seinen Blick nach allen Richtungen hin erweitert; und er hat, was damit aufs engste zusammenhängt, an Ruhe und Mäßigung in seinem Urteil und in seiner Sprechweise wesentlich zugenommen. Er hat die Einwände seiner Gegner in sich aufgenommen und verarbeitet, er hält sie zwar teils für verfehlt, teils für nicht entscheidend, aber er bespricht sie im Tone ruhiger Widerlegung, er weist nicht alles a limine zurück, er „pfeift“ nicht mehr auf alle andersdenkenden. An Stelle des polternden, von lächerlichem Unfehlbarkeitsdünkel erfüllten Scheltens sind sachlich und formell ruhige Erörterungen getreten. Es läßt sich mit ihm reden. Das allein ist schon ein

ganz gewaltiger Fortschritt, und es ist bedauerlich, daß niemand auf diese in die Augen springende Thatsache hingewiesen hat.

Aber das Wichtigste und Erfreulichste an den Bebel'schen Ausführungen ist das, was man am meisten getadelt und verspottet hat: seine Erklärung, daß er ein fertiges Bild der Zukunftsgesellschaft nicht geben könne, daß die Sozialdemokratie nicht auf ein im einzelnen unabänderliches, festes Ziel hinstrebe, sondern eine Partei sei, die sich in beständiger „geistiger Mauserung“ befinde, daß das, was sie zu thun habe, sich nach den jeweiligen Umständen und Bedürfnissen richte, und daß daher, ebensowenig wie die andern Parteien, die Sozialdemokratie zu sagen vermöge, was sie auch nur in den nächsten Jahren zu thun gedenke. Hiermit im engsten Zusammenhange steht das, was Herr Bebel über die unbedingte Notwendigkeit der Mitarbeit der Sozialdemokratie an der Gesetzgebung des bestehenden Staates und an der Beseitigung der auf ihrem Boden erwachsenen Übelstände sagte. Was Herr Bebel in dieser Beziehung als berufener Vertreter der Partei ausführte, deckt sich völlig mit dem, was auf den beiden letzten Parteitagungen über die Taktik der Partei beschlossen worden ist: das Schwergewicht ist, wie wir dies wiederholt ausgeführt haben, von den Endzielen hinweg auf die praktische Mitarbeit verlegt. Herr Bebel verwahrt sich gegen die „Thorheit,“ zu verlangen, daß die Sozialdemokratie im einzelnen angeben solle, was sie wolle, da sie doch gar nicht wisse, wann sie zur Macht kommen werde. Das werde sich finden, wenn man so weit sei. Die Sozialdemokratie sage sich, ebenso wie die andern Parteien: „Wir wissen nicht, was für Verhältnisse eintreten werden; die jeweiligen Verhältnisse können die schönsten Pläne, die wir heute fassen, über den Haufen werfen; wir müssen warten, wie sich die Zustände gestalten, und dann werden wir nach Lage der Umstände handeln.“

Daß die Sozialdemokratie dieses „thörichte“ Verlangen selbst hervorgerufen hat, indem sie so thöricht war, für die allernächste Zeit den allgemeinen Umsturz, der sie zur Herrschaft bringen sollte, zu prophezeien und die Lehre, die sie jetzt den „Tungen“ allein in die Schuhe schieben möchte, zu verkünden, nach der die gesetzgeberische und parlamentarische Mitarbeit nicht nur nichts nütze, sondern für die Erreichung der Endziele geradezu schädlich sei, das ist allerdings richtig. Aber an der Thatsache, daß sie diese Lehre, nachdem sie verschiedene „geistige Mauserungen“ durchgemacht, jetzt aufgegeben hat, so weit aufgegeben hat, daß Herr Bebel im Anschluß an eine Äußerung Delbrücks in den Preussischen Jahrbüchern seinen sozialdemokratischen Zukunftstraum mit den unklaren Einheits träumen der deutschen Patrioten im Anfange dieses Jahrhunderts auf eine Linie stellte, an dieser Thatsache wird dadurch nicht das mindeste geändert. Daß diese geistige Umbildung der Sozialdemokratie noch einmal im deutschen Reichstage vor aller Welt und in einer selbst für den besorgtesten Philister erkennbaren

Weise festgestellt worden ist, war gewiß gut und nützlich. Unnütz und schädlich war es aber, sie wegen des Mangels eines positiven Zukunftsprogramms in demselben Augenblicke zu verhöhnen, wo sie mit aller Deutlichkeit erklärte, daß sie praktische Politik treiben wolle, und daß sie sich davon überzeugt habe, daß, weil sich die menschlichen Dinge langsam und organisch entwickeln, sie wohl Zukunftshoffnungen und Zukunftsideale, nicht aber bestimmte Zukunftspläne habe und haben könne.

Halten wir die Sozialdemokratie an dieser richtigen, von allen übrigen Parteien geteilten Ansicht fest, unterlassen wir die nachträglichen, verbitternden Vorwürfe über Dinge, die — hoffentlich! — für immer der Vergangenheit angehören, und beweisen wir, daß auch wir Hoffnungen und Ideale haben, indem wir in ernster, nimmer rastender Arbeit an der Besserung der Zustände und an der Erlösung der Armen und Elenden die Sozialdemokratie zu über treffen suchen. Das ist gegenüber der Sozialdemokratie, wie sie heute ist, die allein würdige, allein gerechte und auch allein fruchtbringende Kampfweise. Und doch ist gerade von dieser Kampfweise in den Reichstagsverhandlungen, in denen die überlegene Dialektik Eugen Richters den Ton angab, wenig oder gar nichts zu spüren gewesen.

Es ist bedauerlich, aber es ist wahr: die alten Parteien haben nichts gelernt und nichts vergessen. Sie schlagen mit verrosteten Klängen auf die Stelle los, auf der die Sozialdemokratie vor zehn bis zwölf Jahren stand, und haben es nicht bemerkt, daß sie inzwischen längst ein gutes Stück Wegs fortgeschritten ist, und daß alles, was sie früher gesagt haben, jetzt gar nicht mehr paßt. Wenn es so noch einige Zeit fortgeht, so kann der Sieg der Sozialdemokratie nicht ausbleiben, und die, die auf eine uns fördernde, segensbringende Zukunft hoffen, müssen ihre Hoffnung darauf setzen, daß sich innerhalb der Sozialdemokratie nach dem Beispiele Bismarcks, in dem Maße, wie sie anwächst, mehr und mehr gemäßigte und konservative Bestandteile geltend machen werden, die, wenn auch bei dem Gedanken des Sozialismus verharrend, doch wieder an Stelle der vernichteten alten Parteien auf den Boden des bestehenden Staats treten. Wünschenswert wäre für jeden Anhänger der geschichtlichen Fortentwicklung eine solche Umwälzung in den Parteiverhältnissen nicht, aber sie wird und muß eintreten, wenn sich die bisherigen Parteien ferner so unfähig erweisen, die Entwicklung der Sozialdemokratie schrittweise zu verfolgen und zu verstehen, wie sie dies in der Reichstagsdebatte über den „Zukunftsstaat“ bewiesen haben. *Discite moniti!*

